



ANNA SIMONS ist das Pseudonym einer erfolgreichen deutschen Autorin, die 1966 in Bergneustadt geboren wurde. Die promovierte Betriebswirtschaftlerin arbeitete viele Jahre als Personalberaterin bei einer Großbank in Frankfurt. Vor einigen Jahren wechselte sie ins erzählerische Fach: 2008 gewann sie den Women's Edition Kurzkrimi-Preis, 2015 war sie für den UH!-Literaturpreis des Ulla-Hahn-Hauses in Monheim nominiert. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im Münchner Umland.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Anna Simons

Verborgen

Der erste Fall für Gefängnisärztin
Eva Hanssen



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

2. Auflage

Copyright © 2018 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: favoritbüro

Covermotiv: Michael Pole/Getty Images; Zelfit/Shutterstock

Redaktion: Regina Jooß

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10289-2

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Dieses Buch ist durch wahre Begebenheiten
inspiriert. Die Personen und Handlungen sind
jedoch frei erfunden, genau wie die genannten
Institutionen, auch wenn sie an Orten
angesiedelt sind, die es in der Realität gibt.

Teil 1

1.

Blitzschnell zog Nicole Arendt ihre Hand aus dem Werkzeugkasten. Sie spürte einen höllischen Schmerz an ihrem Zeigefinger. Warum hatte sie sich bloß in den Kopf gesetzt, den verstopften Abfluss in der Küche selbst zu reparieren? Im Halbdunkel des Kellers hatte sie offenbar mitten in ein Teppichmesser gegriffen. Verdammt! Rasch steckte sie den Finger in den Mund, wühlte mit der anderen Hand fieberhaft nach etwas, um die Blutung zu stillen, Klebeband, Pflaster, egal was.

Sie hatte nicht aufgepasst. Wieder einmal.

In einer Ecke ganz unten im Werkzeugkasten sah sie einen alten Lappen. Der war zwar von Öl und Schmiere verklebt, konnte aber verhindern, dass sie weiter alles vollblutete. Der Finger pochte heftig. Rasch wickelte Nicole den Lappen darum. Doch dann sah sie die Bescherung: Auf dem Boden, auf der Werkbank, in dem Kasten – überall war Blut. Sie seufzte. Na bravo! Er hasste Dreck. Zum Glück hatte sie genug Zeit, alles gründlich zu reinigen. Er würde erst in drei Wochen wieder da sein. *Ob dann wirklich alles gut würde, so wie er es versprochen hatte?*

Der Anblick des Blutes und der Schmerz erinnerten sie an eine andere Zeit, eine verdammt üble. Das hier war die erste Verletzung, die sie in den letzten Mona-

ten davongetragen hatte, seit er nicht mehr da war. Die erste, die ihr einfach zugestoßen war.

Ohne sein Zutun. Einfach so.

Eilig rannte sie nach oben, verarztete gekonnt die Wunde, holte Haushaltshandschuhe und ließ einen Eimer mit heißem Wasser und Lauge ein. Ihr Blick fiel aus dem Fenster auf den tristen Hinterhof. Später würde sie sich noch an die Nähmaschine setzen, um an einem Rock weiterzuarbeiten. Der Stoff war leuchtend grün. Seine Lieblingsfarbe. Sie wollte hübsch aussehen, wenn er heimkam.

Er hatte versprochen, sich zu ändern. Und sie glaubte daran.

Wieder zurück im Keller, zog sie die Schublade des Werkzeugkastens weiter heraus und hielt irritiert inne. Eine silberne Schmuckdose lag darin. Sie musste zuvor von dem Lappen verdeckt gewesen sein.

Vorsichtig nahm sie die Schatulle heraus. Sie war verziert, wirkte kostbar. Ihr Herz schlug schneller. Hatte Robert ihr ein Geschenk machen wollen und war vor seiner Inhaftierung nicht mehr dazu gekommen, es ihr zu geben? Es wäre nicht das erste Mal, dass er ihr etwas mitbrachte. Oft genug hatte er ihr eine Kette um den Hals gelegt, ihr einen Ring über den Finger geschoben. Mit denselben Händen, die sie kurz zuvor geohrfeigt hatten. Geboxt, geschlagen, gewürgt. Mit den Händen, die einmal so verdammt zärtlich gewesen waren, die sie über die Schwelle getragen hatten.

Stell sie weg. Er wird merken, dass du reingeschaut hast.

Sie rieb mit dem Daumen über das Metall. Dann blickte sie sich um, obwohl sie völlig allein im Keller des Mehrfamilienhauses war. Ihre Hand zitterte.

Nein. Resolut stellte sie die Dose zurück und griff mit der unverletzten Hand nach dem Schwamm im Eimer. Ganz sicher sollte das eine Überraschung für sie sein. Die durfte sie ihm nicht verderben.

Als sie alle Blutspritzer sorgsam entfernt hatte, nahm sie das Teppichmesser aus dem Werkzeugkasten und schob die Klinge nach innen. Wieder fiel ihr Blick auf die Dose. Sie war wunderschön verziert, mit filigranen Schnörkeln.

Nur ein kurzer Blick. Was war schon dabei?

Sie würde die Blutflecken aus dem Lappen waschen und dann alles wieder ordentlich in die Schublade drapieren. Das würde er sicher nicht merken. Behutsam versuchte sie, die Dose zu öffnen. Ungelenk machte sie sich mit ihrer verbundenen Hand an dem Verschluss zu schaffen. Endlich sprang der Deckel auf, wobei ihr die Dose beinahe aus der Hand gerutscht wäre. Sie fing sie gerade noch auf, hörte aber ein leises Klacken auf dem Fußboden. Etwas war herausgefallen.

Verflixt! Warum war sie nur immer so ungeschickt?

Sie stellte die Dose beiseite. Ihre Augen suchten den Kellerboden ab. Endlich entdeckte sie einen Ring, der mitten in dem Dreieck lag, das das schwache Licht auf den grauen Beton zeichnete. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben – und erstarrte. Sie blinzelte, holte tief Luft, vergewisserte sich noch einmal. Sie kannte diesen Ring. Unzählige Male hatte sie ihn auf Fotos in den Nachrichten gesehen. Ein knappes Jahr musste das her sein. Er hatte einem Mädchen gehört. Einer Toten.

Ungläubig starrte sie darauf. Verzweifelt machte sie

die Augen zu, schüttelte den Kopf. Das konnte nicht sein. Die Erkenntnis traf sie wie ein Faustschlag: Nur eine einzige Person konnte ihn hier versteckt haben.

Niemand sonst hatte einen Schlüssel zu ihrem Keller.

Das Ding musste weg. Sofort. Nicole streckte ihre Hand aus, doch alles in ihr sträubte sich, den Ring zu berühren. Sie zog den Ärmel ihres Shirts über die Finger, hob das Schmuckstück zitternd auf und spürte, dass ihr übel wurde. Angewidert ließ sie den Ring in die Schatulle fallen. Erst jetzt registrierte sie die restlichen Gegenstände darin. Viele. Zu viele. Sie bekam keine Luft mehr, ihre Knie gaben nach.

Nichts davon wollte sie sehen. Sie war nie hier gewesen.

Sie schloss den Deckel, schob die Dose in die hinterste Ecke der Lade, bedeckte sie mit dem Lappen, packte Werkzeuge darüber, knallte die Kiste zu, löschte das Licht und drehte den Schlüssel zum Keller zweimal herum.

Warum hatte sie es nicht gelassen? Es schien doch alles besser zu werden.

Doch jetzt war eines völlig klar: Nichts würde jemals besser werden.

Nie mehr.

Sie brauchte Luft. So schnell sie konnte, rannte sie aus dem Keller und hinaus auf die Straße – nur weg von diesem verfluchten Haus.

2.

Eva Hanssen stieg aus ihrem schwarzen Volvo, um ihn vollzutanken. Sie hatte das wunderbare Wetter für einen Ausflug genutzt, war aber auf der Rückfahrt in einen langen Wochenendstau geraten. Jetzt wollte sie bloß noch nach Hause, dort eine Kleinigkeit kochen und den letzten freien Abend vor ihrem Dienstantritt im Garten genießen.

Gedankenverloren beobachtete sie die Zahlen, die blitzschnell über die Anzeige der Zapfsäule liefen, und holte tief Luft. Früher hatte sie Benzingeruch gerne gemocht, aber jetzt erinnerte er sie immer an den Unfall ihrer Eltern. Bei diesem Gedanken fühlte sie eine dumpfe Last auf ihrer Brust. Es war schon Jahre her, doch der Schmerz war noch da und legte immer wieder seinen Schatten über sie. Instinktiv schloss Eva die Augen, strich ihre kurzen blonden Haare zurück und hielt ihr Gesicht in die Herbstsonne, um in der Wärme Trost zu finden.

Nach einer Weile seufzte sie, schüttelte kurz den Kopf und betrachtete wieder die elektronische Anzeige. Morgen Abend war sie bei ihrer besten Freundin Ann-Kathrin und deren Mann Victor zum Essen eingeladen, und sie hatte versprochen, sich um die Getränke zu kümmern. Vielleicht gab es hier in der Nähe irgendwo eine Weinhandlung, in der sie am nächsten Tag nach Dienstschluss schnell eine gute Flasche besorgen konnte.

Bisher kannte sie lediglich die Supermarktketten in der näheren Umgebung und dort vor allem die Tiefkühlabteilung. Seit sie wieder allein lebte, hatte sie ihre Vorliebe für Fertiggerichte neu entdeckt. Kochen konnte man das nicht nennen, und ungesund war es obendrein. Es war längst an der Zeit, andere Geschäfte zu suchen.

Eva schaute über das Wagendach zu der Ladenzeile auf der anderen Straßenseite. Während sie versuchte, die Schilder zu entziffern, fiel ihr eine junge blonde Frau auf, die mit wehender Jacke den Gehsteig entlanglief. Ihr Gang wirkte schwerfällig, als hätten ihre Füße ein zu großes Gewicht für ihren Körper.

Plötzlich blieb die Frau stehen, beugte sich leicht nach vorn, als müsste sie sich übergeben, kam wieder hoch, taumelte leicht und kippte dann einfach um. Ihr Kopf schlug dabei ungebremst auf dem Betonboden auf. Sie lag da und rührte sich nicht mehr.

»Verdammt!«, entfuhr es Eva.

Ohne zu zögern, schnappte sie sich ihre Tasche vom Autositz und rannte über die Straße. Akute Unterzuckerung, Kreislaufkollaps – im Kopf ging Eva die zahllosen Ursachen durch, die zu diesem Zusammenbruch geführt haben konnten. Sie kniete sich neben die junge Frau. Die zeigte keinerlei Regung, und ihr Gesicht war beinahe so grau wie der Boden um sie herum.

»Hören Sie mich? Wie geht es Ihnen?« Vorsichtig rüttelte Eva an der Schulter der Frau.

Ihre Augenlider flatterten leicht, blieben aber geschlossen.

Eva fühlte ihr den Puls. Der raste.

»Hallo!«, fuhr Eva etwas lauter fort. »Verstehen Sie mich? Ich bin Ärztin!«

Als sie gerade die Atmung prüfen wollte, begann die junge Frau zu husten und kam langsam wieder zu sich.

»Sie sind gestürzt«, erklärte Eva. »Bitte bewegen Sie sich nicht zu hastig. Sie haben eventuell eine Gehirnerschütterung. Ich möchte Sie gerne untersuchen, bevor Sie aufstehen. In Ordnung?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drückte Eva ihr die Schultern sanft nach unten. Die Frau sah zwar verwirrt und angstvoll um sich, ihre Pupillenreflexe wirkten jedoch normal, und sie schien Eva bewusst wahrzunehmen.

»Können Sie mir sagen, wie Sie heißen?«

»Ni...« Sie hustete. »Nicole Arendt. Bitte, ich... möchte aufstehen...«

»Warten Sie, ich helfe Ihnen dabei, aber vorher würde ich mir gern Ihren Kopf anschauen. Versuchen Sie, sich jetzt erst einmal langsam aufzusetzen.«

Als sie die Frau behutsam in eine aufrechte Sitzhaltung brachte, sah Eva auf dem Gehsteig einen feuchten dunkelroten Fleck, der eindeutig von Nicole Arendts Sturz herrührte.

Sie beobachtete sie genau. »Haben Sie Kopfschmerzen? Ist Ihnen übel?«, fragte sie.

Die Frau war auf eine verhaltene Art hübsch. Ihre hellblauen Augen waren völlig ungeschminkt und die durchscheinende Haut makellos. Eva beugte sich nach hinten, um ihren Kopf genau zu begutachten, und ent-

deckte sofort die Platzwunde, die zum Glück kleiner war, als der Fleck hatte vermuten lassen.

Nicole Arendt stöhnte auf und griff sich an die Stirn. Dabei bemerkte Eva den Verband an ihrer Hand. Vielleicht war es nicht ihr erster Unfall am heutigen Tag.

»Sie haben vermutlich eine Gehirnerschütterung. Ich rufe am besten einen Krankenwagen.«

Die Frau starrte sie entsetzt an und schüttelte vehement den Kopf. Dann verdrehten sich ihre Augen, und sie wäre beinahe erneut weggesackt.

»Vorsicht!«, warnte Eva und stützte sie. »Sie haben eine Wunde am Hinterkopf. Die werde ich jetzt erst einmal reinigen. Moment.«

Eva holte Desinfektionsmittel und eine Mullkomresse aus einem kleinen Notfallset, das sie immer in ihrer Handtasche mit sich führte, tupfte die Wunde ab und sprühte sie dann ein. Sie musste das Mittel einen Moment trocknen lassen, sonst würden die Klammerpflaster nicht halten. Nicole Arendt schwieg, zuckte jedoch immer wieder unter Evas Berührungen zusammen. Sie hatte Schmerzen, das war offensichtlich.

»Wollen Sie nicht doch lieber ...« Eva brach den Satz gleich wieder ab, denn der flehende Blick der Frau war Antwort genug. Sie wollte nicht ins Krankenhaus. Warum auch immer.

»Das ist Ihre Entscheidung, obwohl ich Ihnen aus ärztlicher Sicht davon abrate. Ist denn jemand bei Ihnen, für den Fall, dass es Ihnen im Laufe des Abends schlechter gehen sollte? Kann Sie vielleicht jemand hier abholen?« Die Frau trug weder eine Handtasche

noch sonst etwas bei sich. »Soll ich irgendwo für Sie anrufen?«

Nicole Arendt nickte, wollte etwas sagen, schien sich dann aber zu besinnen und starrte bloß an ihr vorbei auf den Verkehr. Als Eva Nicoles Blick folgte, fuhr gerade ein alter dunkelblauer Mercedes die Straße entlang. Ein Oldtimer. Sie kannte das Modell. Für einen Moment kam Eva aus dem Gleichgewicht und musste sich am Boden abstützen, so plötzlich traf sie die Erinnerung.

»Vorsicht! Ihr Ärmel«, holte die Stimme der jungen Frau sie wieder in die Wirklichkeit zurück. »Ach herrje, das ist alles meine Schuld.«

Zu spät erkannte Eva, dass sie sich direkt in der Blutlache abgestützt hatte. Der Ärmel ihres hellen Blazers wies einen feuchten Fleck auf.

»Dafür können Sie doch nichts. Ich war einfach unachtsam. In meinem Beruf passiert so was dauernd, deshalb trage ich meist praktische Sachen, die man heiß waschen kann.«

Eva schaute noch einmal die Straße hinunter, doch der Wagen war nicht mehr zu sehen.

Sie rieb sich die Stirn, zog kurzerhand den Blazer aus und machte sich mit einer kleinen Schere daran, Nicole Arendts Haare rund um die Wunde etwas zu kürzen, damit die Klammerpflaster halten konnten.

»Ich werde Ihnen selbstverständlich die Reinigung bezahlen«, stammelte die junge Frau, die bereits versuchte, mit dem Ärmel ihres Shirts den Fleck abzutupfen. Erst jetzt bemerkte Eva, dass auch auf der Kleidung der Frau getrocknete Blutflecken waren. Und nicht nur das: An

ihrem anderen Arm war das Shirt ein Stück nach oben gerutscht und gab den Blick auf ein feines Netz von Narben auf ihrer Haut frei. Eva kannte dieses Bild, hatte es in der Klinik oft genug zu sehen bekommen.

»Ich brauche den Blazer bei dem Wetter heute sowieso nicht«, redete sie beschwichtigend auf die junge Frau ein. »Außerdem hat der seine besten Tage schon längst hinter sich. Das Geld für die Reinigung wäre pure Verschwendung.«

Nicole Arendt schaute sie prüfend an, ließ jedoch immer noch nicht von dem Kleidungsstück ab.

»Das tut jetzt kurz weh«, warnte Eva, »aber ich muss die Wundränder zusammenpressen, damit Ihnen keine hässliche Narbe entsteht.«

Nicole Arendt nickte. Eva tupfte noch einmal alles ab, schob die Haut zusammen und klebte routiniert mehrere Klammerpflaster auf die Verletzung. Die junge Frau gab bei der ganzen Prozedur keinen Ton von sich.

»Das wird erst einmal genügen«, sagte Eva. »Sie können jetzt versuchen, aufzustehen.«

Nicole Arendt erhob sich, taumelte und musste sich sogleich wieder auf Eva stützen. Hastig griff sie sich an die Stirn und schloss die Augen. Für einen Moment dachte Eva, sie würde erneut umfallen.

»Ist Ihnen schwindelig?«

Nicole Arendt schüttelte den Kopf und bemühte sich um ein Lächeln. Endlich hatte sie wieder etwas Farbe im Gesicht.

Statt einer Antwort streckte sie Eva den Blazer entgegen: »Überlassen Sie den doch einfach mir. Ich weiß, wie

man solche Flecken wegbekommt. Ich löse dafür nur ein paar Aspirin auf ...« Sie sah Eva mit schief gelegtem Kopf an. »Bitte. Sehen Sie es als Wiedergutmachung für Ihre Hilfe.«

Eva seufzte. Sie fand es eigentlich unnötig, andererseits mochte sie den Blazer. Schließlich bückte sie sich, holte Stift und Zettel aus der Tasche und notierte ihre Adresse und Telefonnummer.

»In Ordnung. Aber nur unter einer Bedingung: Sie gehen gleich morgen früh noch einmal zu Ihrem Hausarzt, damit der sich die Wunde ansehen kann.«

Die Frau nickte, legte sich den Blazer sorgfältig über den Arm und steckte die Adresse ein.

Wieder fiel Evas Blick auf das bizarre Narbengeflecht auf der Haut der jungen Frau.

»Sie können mich ja anrufen, wenn Sie mit der Reinigung fertig sind, und wir treffen uns irgendwo.« Eva deutete mit dem Kinn auf den Arm und fügte sanft hinzu: »Und falls Sie sich entschließen, mit jemandem darüber zu reden, melden Sie sich auch bei mir. Ich bin zwar noch neu in der Stadt, werde mich aber gerne erkundigen und Ihnen einen guten Kollegen empfehlen. Man kann so ziemlich alles überwinden, wissen Sie?«

Nicole Arendt errötete und zog rasch ihren Ärmel herunter. Sofort fing ihre Unterlippe an zu zittern, und sie schien wieder in sich zusammenzusacken.

»Wissen Sie was?«, sagte Eva spontan. »Warten Sie einen Moment. Mein Auto steht gleich da vorne bei der Tankstelle.«

Erst jetzt registrierte Eva den Tankwart, der mit ver-

schränkten Armen neben ihrem Wagen stand. »Ich hole Sie gleich hier ab und fahre Sie noch rasch nach Hause. Abgemacht?« Lächelnd fügte sie hinzu: »Dieses Mal dulde ich keine Widerrede.«

Sie beobachtete die junge Frau, die nachdenklich an dem Blazer herumzupfte. Doch schließlich nickte sie und musterte Eva mit ihren großen blauen Augen.

»Gut. Dann zahle ich jetzt schnell.«

Im Laufschrift eilte Eva zur Tankstelle zurück. Sie ignorierte das Gemecker, das der Tankwart über ihr entlud: Offenbar ärgerte er sich, dass sie so lange die Säule besetzt hatte – obwohl kein anderer Kunde weit und breit in Sicht war. Er hantierte ewig mit ihrer Karte herum, behauptete, sie würde nicht funktionieren. Eva war sich sicher, dass er das mit Absicht machte, um sich zu revanchieren.

Als sie nach einer gefühlten Ewigkeit aus dem Ladenraum trat, war Nicole Arendt nirgends zu sehen. Eva suchte die ganze Gegend ab, doch die junge Frau blieb verschwunden. Hoffentlich brach sie auf dem Weg nach Hause nicht noch einmal zusammen. Mit Kopfwunden war nicht zu spaßen.

Einen Moment blieb Eva unschlüssig stehen, zuckte dann jedoch resigniert die Schultern und stieg in ihren Wagen. Glücklicherweise war ihr Blazer schon alt, denn vermutlich würde sie den nicht mehr wiedersehen.

Eva drehte den Schlüssel, ließ den Motor an und schaute noch ein allerletztes Mal in den Rückspiegel. Dann fuhr sie seufzend los und machte sich auf die Suche nach dem nächsten Weinladen.

3.

Nicole betrat ihre Wohnung, legte den Blazer der Ärztin auf den Garderobenschrank, drehte zweimal den Schlüssel um und sank dann kraftlos an der Tür herunter. Ihr Kopf pochte dumpf vor Schmerzen, Galle stieg in ihrer Kehle auf. Sie saß einfach nur da und starrte auf den welligen Linoleumboden, auf den vom Fenster ein schmaler Lichtstreifen fiel. Es wurde langsam dunkel.

Erschöpft, wie sie war, sollte sie am besten gleich ins Bett gehen. Doch sie wusste, dass sie kein Auge zutun würde. Auf dem Weg nach Hause war immer wieder die Erinnerung vor ihrem inneren Auge aufgeblitzt. Die Schmuckdose. Der Ring. Sie hatte sich an den Blazer geklammert, war blind weitergerannt, stundenlang ziellos durch die Straßen geirrt, bis sie nicht mehr konnte und merkte, dass ihre Knie wieder schwach wurden.

Sie wollte mit jemandem reden, brauchte einen Rat. Doch ihr war niemand eingefallen, an den sie sich wenden konnte. Mit ihren Kollegen im Café wechselte sie nie ein privates Wort, die meisten sprachen nur gebrochen Deutsch und hatten ihr zu verstehen gegeben, dass sie in der Freizeit lieber unter sich blieben. Sie hatte ohnehin nie viele Freunde gehabt und die wenigen seit ihrer Hochzeit auch noch vernachlässigt. Es hatte sie nie gestört. Bis jetzt. Denn der Einzige, der ihr in den letzten Jahren immer zugehört hatte, war nicht da: Robert.

Ausgerechnet.

Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann, leise zu wimmern. Obwohl Verzweiflung und Angst ihr fast die Luft nahmen, konnte sie nicht weinen. Sie fühlte sich wie in einem Vakuum, erschöpft und leer.

Für einen Moment saß sie bloß reglos da, starrte auf den Boden. Dann ballte sie ihre Hände zu Fäusten, hielt die Luft an und ließ ihren Kopf nach hinten an die Tür krachen. Ein greller Schmerz durchfuhr ihren Schädel, Lichtblitze zuckten vor ihren Augen. Dennoch senkte sie den Kopf wieder auf die Brust, holte aus und schlug gegen das Holz. Sie tat es wieder und wieder, wie in einem Rausch. Erst als sie spürte, wie feuchtes Blut aus der Kopfwunde ihren Nacken hinabrann, hielt sie inne. Endlich nahm der Druck in ihr ab. Langsam und vorsichtig ließ sie sich auf den Boden gleiten, schlang die Arme um ihre angezogenen Knie, bettete vorsichtig ihren Kopf darauf und wiegte sich leicht.

So sehr hatte sie gehofft. Alles sollte anders werden, wenn er aus dem Knast kam. Ein Neubeginn. Ihre ganze Kraft hatte sie aufgebracht, die hämischen Gesichter und das Getuschel der Nachbarn ignoriert, für die Robert ein Krimineller war. Ihren Eltern, die sie die ganze Zeit zur Scheidung drängen wollten, hatte sie die Tür gewiesen und sich seither nicht mehr bei ihnen gemeldet. Sie hatte fest geglaubt, sie seien endlich gezähmt: die Dämonen, die ihren Mann immer wieder heimsuchten. Die ihn so oft dazu gebracht hatten, ihr wehzutun.

So hatte er es flüsternd erklärt, als sie zum ersten Mal in der JVA war. Und sie hatte ihm jedes Wort geglaubt, in diesem tristen grauen Besucherzimmer, das sie mit

drei anderen Paaren teilen mussten. Nicht einmal berühren durften sie sich. Dennoch war sie danach auf einer Glückswelle geritten, wie eine Spielsüchtige, die glaubt, den Jackpot gewonnen zu haben.

Falsch gedacht. Sie war eine verdammte Idiotin.

Eine Stimme in ihr schrie, dass das alles nicht wahr sein konnte. Nur ein Zufall. Er war kein böser Mensch, davon war sie immer überzeugt gewesen. Es lag an seiner Eifersucht, dem Alkohol, seinem aufbrausenden Gemüt und an seiner Vergangenheit.

Sie schloss die Augen, schüttelte den Kopf. Nein, nein, nein. Sie hätte es gemerkt, wenn er wirklich imstande wäre, einen Menschen brutal zu vergewaltigen, seinen Tod billigend in Kauf zu nehmen. Sie hatte gelesen, was der Frau, der der Ring gehört hatte, passiert war. Unfassbar grauenhaft hatte der Täter ihr zugesetzt. Stundenlang, hatte es geheißen.

Sie krallte ihre Hände in ihre Arme, bis es schmerzte. Denn da war diese andere Stimme, die ihr ins Ohr säuselte, sie habe es nicht besser verdient. Dass sie ein Nichts sei. Dass Robert recht habe mit allem, was er sagte, wenn er sie bestrafte: Sie war naiv, dumm, zu nichts nütze. Vermutlich hatte er sich bei anderen Frauen Sex holen müssen, weil sie ihm nicht einmal im Bett geben konnte, was er brauchte. Weil sie nur herumjammerte, ihr ständig etwas wehtat, sie immer Ausreden suchte. War er am Ende ihretwegen so frustriert, dass er anderen Schmerzen zufügte? Stellvertretend für sie?

Es war ihre Schuld. Immer hatte er das gesagt. Jahrelang.

Schuld. Ein großes Wort. Sie wollte laut aufschreien,

ihr ganzes Leid herausströmen lassen, aber aus ihrer Kehle kam nicht mehr als ein jämmerliches Krächzen. Nicht einmal das konnte sie. Nicht einmal das.

Sie schob sich hoch, schwankte so sehr, dass sie sich festhalten musste, wartete noch einen Moment, bis sich der Schwindel legte. Ihr Blick fiel auf die Blutspuren an der Tür und auf dem Boden. Schwerfällig schlurfte sie ins Bad, holte ein paar Lagen Toilettenpapier, feuchtete sie an, schleppte sich zur Tür zurück und wischte die Flecken weg.

Er hasste Dreck.

Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte, stützte sie sich kurz auf der Anrichte ab, da bemerkte sie das rote Blinken des Anrufbeantworters. Hektisch sah sie auf die Uhr. Robert! Sie hatte seinen wöchentlichen Anruf vergessen! Er hatte sie nicht erreicht.

Obwohl es längst zu spät war, griff sie panisch zum Hörer, rief seinen Namen, lauschte in die Stille hinein. Tränen lösten sich aus ihren Augenwinkeln. Sie hatte ihn verpasst. Er war längst wieder in seiner Zelle. Verdammte Scheinbar lief alles schief an diesem verfluchten Tag. Nun würde er sich Sorgen machen, dass ihr etwas zugestoßen war. Oder er würde sich einreden, dass sie ihn verlassen wollte, und komplett ausrasten. Dann war ihm alles zuzutrauen.

Wie konnte sie ihn so enttäuschen? Ihn einfach vergessen?

Schluchzend strich sie mit dem Finger über das gerahmte Foto, das auf der kleinen Kommode stand. Es zeigte Robert stolz vor einer schwarzen Harley-Davidson stehend. Immer war das sein großer Traum gewesen:

eine Reise in die USA machen, mit dem Motorrad die Route 66 entlangcruisen, ganz allein in der Weite, die Freiheit spüren. Sie hatte schon einen Großteil gespart, hatte extra eine kurze Zeit lang noch einen zweiten Job als Reinigungskraft angenommen, um ihm diesen Traum zu erfüllen, wenn er endlich entlassen würde. Ihm hatte sie jedoch erzählt, sie würden auf die Kanaren fliegen. Es sollte eine Überraschung werden.

Nicole drückte sich das Bild an die Brust, schlich erneut ins Bad, stellte Roberts Foto auf den Rand des Waschbeckens, öffnete den Badezimmerschrank, löste vorsichtig eine Rasierklinge aus der dünnen Verpackung, schob ihren Ärmel hoch und zog, ohne zu zögern, die Klinge über ihren Unterarm. Zischend stieß sie Luft durch die Lippen. Wiederholte es einmal. Und noch einmal. Bis sie sich wieder spürte. Dann ließ sie ihren schweißnassen Körper auf die nackten Fliesen gleiten, fühlte die Kälte.

Es war zu viel. Heute war einfach alles zu viel.

Nach einer Weile stand sie wieder auf, tupfte mechanisch Desinfektionsmittel auf die Schnitte an ihrem Arm, sprühte auch noch einmal die Wunde am Kopf ein. Das Mittel brannte, doch sie gab keinen Laut von sich.

Als sie alles wieder gesäubert und verstaubt hatte, betrachtete sie sich im Spiegel, strich sich die Haare aus der Stirn und stand eine Weile regungslos da. Dann straffte sie die Schultern, wusch ihr Gesicht mit eiskaltem Wasser, nahm eine Bürste und kämmte vorsichtig ihr Haar.

Mit einem Ruck stieß sie sich vom Waschbecken ab und ging ins Schlafzimmer. Sie trat vor Roberts Kleider-

schränk und öffnete beide Türen. Vorsichtig berührte sie seine Hosen und Shirts, strich über die Bügel seiner Hemden. Sie schnupperte, aber sein Geruch war längst aus dem Stoff verschwunden. Prüfend zog sie ein Hemd heraus. Betrachtete es von allen Seiten, schüttelte den Kopf, schaute sich das nächste an. Sie waren alle faltig.

Entschlossen holte sie das Bügelbrett aus einer Nische hinter dem Schränk und begann, sie zu glätten. Eines nach dem anderen.

Sie wusste nicht, wie es weitergehen sollte.

Nur eines wusste sie genau: Sie liebte ihn. Egal was er getan hatte. Und egal was er in Zukunft tun würde.

4.

Eva schaute nach oben, schüttelte sich die kurzen blonden Ponyfransen aus dem Gesicht und blickte direkt in eine Kamera. Schon öffnete sich das schmiedeeiserne graue Eingangstor der Justizvollzugsanstalt München-Wiesheim mit einem lauten Surren. Eva drückte den Rücken durch, hob den Kopf und trat zügig in den Gang. Ihre Schritte hallten in dem kahlen Flur. Es roch nach Putzmittel. Sie hielt auf den hinter Glas sitzenden Beamten zu, der sie mit ernster Miene musterte.

»Guten Morgen«, sagte sie mit einem Lächeln. »Ich bin Dr. Eva Hanssen, die neue Anstaltsärztin.«

»Ihre Papiere, bitte!«, entgegnete die blecherne Stimme durch die Sprechanlage. Der Mann, dessen Name FREY

auf seiner Dienstkleidung prangte, musterte sie, ohne eine Regung zu zeigen.

»Natürlich«, antwortete Eva und fischte in ihrer Tasche nach ihrem Personalausweis und dem Schreiben, das ihr die Anstaltsleitung für den Dienstbeginn geschickt hatte. Sie lächelte Frey an, dessen Gesichtsausdruck keine Spur freundlicher wurde, als sie ihm die Dokumente durch die Lade zuschob. Mit ernster Miene verglich er ihr Foto mit der vorliegenden Kopie, dann musterte er Eva erneut. Konzentriert widmete er sich dem Ausfüllen verschiedener Bögen, dabei klickte er immer wieder mit dem Kuli.

Eva schaute sich in dem Flurstück um, das sie von nun an jeden Tag passieren würde. Über ihr waren in jeder Ecke zwei Kameras auf sie gerichtet, die wie Metallaugen wirkten. Es gab kein Fenster, nur das Kunstlicht der Röhren. Ihr fiel auf, dass an den umliegenden Metalltüren die Griffe fehlten. Wenn Frey nicht den entsprechenden Knopf drücken würde, wären sie hier hermetisch abgeriegelt. Grund genug, es sich nicht mit ihm zu verscherzen.

Eva sah ungeduldig auf die Uhr, obwohl erst wenige Minuten vergangen waren, und trat von einem Fuß auf den anderen. Sie hasste es, zu warten. Sie wusste, dass Frey seine Arbeit nur gewissenhaft machen wollte, dennoch war sie genervt. Er war noch jung, höchstens Anfang zwanzig, hatte dunkle Haare und einen spärlichen, dünnen Schnauzbart. Sicher hatte er sich den stehen lassen, um älter und männlicher auszusehen.

»Ihre Tasche«, forderte Frey jetzt barsch und riss sie aus ihren Gedanken.

Schnell schob sie ihre taubenblaue Tasche durch die Öffnung. Sie war ein Geschenk von ihrem jüngeren Bruder Patrick zu ihrem letzten Geburtstag gewesen, und Eva liebte sie wegen ihrer Geräumigkeit, der vielen Innenfächer und des butterweichen Leders. Frey schüttete den Inhalt auf seinen Tisch, breitete alles vor sich aus, zog jedes Innenfach auf, um es zu kontrollieren. Eva verstand, dass er das tun musste, dennoch versetzte es ihr einen Stich, dass er so mit ihren privaten Dingen umging.

Endlich warf er alles achtlos wieder hinein.

»Hier ist Ihr vorläufiger Dienstaussweis«, schlepperte jetzt seine Stimme, während er ihr die Tasche zusammen mit dem Dokument zurückschob. »Unterschreiben Sie bitte den Empfang an der markierten Stelle, und zeigen Sie ihn bei jeder Schleuse unaufgefordert dem Wachhabenden.«

Nichts lieber als das, dachte Eva. Während sie den Text überflog, stempelte Frey mit einem lauten Knall eine der Kopien.

Eva erhielt eine leise Ahnung davon, wie sich Menschen fühlen mussten, die hier einen Angehörigen besuchen wollten.

»Sie können jetzt passieren.« Frey betätigte den Öffnungsmechanismus der nächsten Tür, und ein Surren ertönte.

Eva nickte ihm zu, ignorierte seinen argwöhnischen Blick, verkniff sich allerdings jegliche Grußformel.

Nachdem sich die nächste Tür hinter ihr zugeschoben und mit einem dumpfen Geräusch verriegelt hatte, war

es absolut still. Jetzt war sie wirklich und wahrhaftig weggeschlossen, schoss es ihr durch den Kopf. Sie ging weiter geradeaus, ihre Schritte hallten in dem langen Flur. Klaustrophobie sollte man hier nicht haben, dachte sie gerade, als am anderen Ende des Ganges ein weiterer Beamter auftauchte, der ihr freundlich zunickte. Sofort hielt sie ihm ihren vorläufigen Dienstausweis hin, den sie gar nicht erst in die Tasche gesteckt hatte.

»Willkommen!«, sagte der bullige Wachhabende und wies den Gang entlang. »Ich hatte Sie schon erwartet, Sie waren uns ja angekündigt worden. Ich bringe Sie jetzt zur Schlüsselausgabe. Morgen können Sie dann gleich hier vorne rechts die nächste Schleuse passieren.«

Eva nickte und folgte ihm durch einen weiteren schmucklosen Flur, von dem verschiedene geschlossene Türen abgingen. Man hörte nichts außer dem Quiet-schen ihrer Schritte auf dem ausgetretenen Linoleumboden und dem metallischen Klirren des Schlüsselbunds, den der Mann an einer langen Kette bei sich trug. Kein Mensch war zu sehen. Die Atmosphäre war das komplette Gegenteil zu einem Vormittag, wie sie ihn aus dem Krankenhaus kannte, wo es rund um die Uhr brummte wie in einem Bienenstock und sie sich oft mehr Ruhe gewünscht hatte.

Sie kamen zu einem Raum, der rundum von deckenhohen Regalen mit Kleidung, Schuhen und Hygieneartikeln gesäumt war. Hier wurden die Inhaftierten mit den notwendigsten Dingen ausgestattet. Ohne ein Wort verschwand der Mann, der sie hergebracht hatte.

»So, da haben wir Sie also, die Frau Doktor«, lächelte

der zuständige Justizvollzugsbeamte sie an. Sein breiter Schnurrbart war am Ende gezwirbelt und hätte besser zu einer Trachtenjacke als zu seiner Uniform gepasst. »Ludwig Hackl, habe die Ehre!«, sagte er und wies mit einem gewissen Stolz hinter sich. »Seit fünfzehn Jahren für alles hier zuständig.«

Eva lächelte und reichte ihm die Hand, die er jedoch nicht bemerkte, weil er bereits ihr Namensschild und einen dicken Schlüsselbund aus einer Kiste holte.

»Ich habe Ihre Schlüssel mit Nummern versehen, damit Sie sich zurechtfinden. Die Generalschlüssel sind farbig: Weiß für den Krankentrakt, Grün steht für den Altbau, in dem die Untersuchungshäftlinge einsitzen. Der blaue Schlüssel für den Männertrakt und der rote für die Frauen. Rosa hatte ich nicht vorrätig.«

Hackl grinste breit, wobei die Enden seines gedrehten Schnurrbarts fast seine Schläfen berührten.

Eva musste gegen ihren Willen über seinen schlechten Witz schmunzeln, räusperte sich und deutete auf eine schwarze Trillerpfeife, die sie am Schlüsselbund entdeckt hatte.

»Ist die für das Fußballspiel im Hof?«, scherzte sie nun ihrerseits.

»Lachen Sie nicht, Frau Doktor. Ein Pfiff bedeutet, dass Gefahr im Verzug ist. Ich hoffe, Sie werden die nie benötigen.« Seine Stimme klang eindringlich und hatte nichts mehr von dem Charme, den er zuvor versprüht hatte. »Bitte achten Sie strikt darauf: Jede Tür muss verriegelt sein. Ohne Ausnahme. Immer auf- und dann wieder zuschließen, verstehen Sie? Auch wenn Sie nur

kurz aus dem Raum gehen. Unsere Gäste hier warten bloß auf eine Gelegenheit, abzuhausen. Oder jemanden als Geisel zu nehmen. Damit ist nicht zu scherzen.«

Dann trat Hackl auf sie zu und musterte sie mit gerunzelter Stirn von oben bis unten. Eva schaute an sich herab und versuchte zu ergründen, was ihn störte. Sie hatte für ihren ersten Tag eine dunkelblaue Chino und eine farblich passende Strickjacke gewählt, unter der sie ein weißes Poloshirt trug. Schnell öffnete sie ihren Trench und beeilte sich zu sagen: »Stimmt etwas nicht? Ich wurde darauf hingewiesen, dass ich besser Hosen trage und generell darauf achten soll, mich nicht zu auffällig zu kleiden.«

»Nein, nein, das passt schon. Aber Ihre Hose hat weder Schlaufen noch einen Gürtel«, entgegnete Hackl. »Den Schlüsselbund einfach so in der Tasche zu tragen, ist für die Jungs hier drin geradezu eine Einladung zum Diebstahl. So schnell können Sie gar nicht gucken, glauben Sie mir. Oder Sie lassen den irgendwo liegen ... Deshalb sollte das Ding unbedingt an der Dienstkleidung fixiert werden. Sehen Sie, so wie bei mir.«

Sein Schlüssel war mit einer Kette und einem Ring sowohl an der Gürtelschlaufe seiner Hose wie auch an seinem breiten Ledergürtel befestigt. Mit ernster Miene händigte er Eva dennoch den Schlüsselbund aus. Der brachte locker ein Kilogramm auf die Waage. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass man den bei diesem Gewicht überhaupt vergessen konnte.

»Dieser Schlüssel ist hier Ihre Lebensversicherung«, gab Hackl mit eindringlicher Stimme zu verstehen.

»Verlieren Sie ihn, wird jede Tür automatisch verriegelt, bis der Bund wiederaufgetaucht ist. Solange kommt keiner mehr irgendwohin. Wirklich niemand. Und wir, die wir hier Tag und Nacht unseren Dienst verrichten, hasen das, Frau Doktor.«

Nachdem sie alles an sich genommen hatte, begleitete Hackl sie durch den nächsten Gang bis zu dem begrünten Innenhof, über den sie zu den fünf anderen großen Gebäuden der Anstalt gelangen würde.

»Ich möchte von hier an allein gehen«, bat Eva beherzt, als sie ins Freie traten.

Hackl legte den Kopf schief, zwirbelte an den Enden seines Schnurrbarts und schien nachzudenken, was er von diesem Ansinnen halten sollte.

»Ich möchte nicht, dass die Gefangenen denken, dass ich Begleitung brauche. Sie wissen schon. Als Frau. Es sind doch nur ein paar Meter bis zum nächsten Trakt.«

Nach einer Weile nickte Hackl, wünschte ihr einen schönen Tag und schloss das Tor hinter ihr ab.

Im Hof war niemand zu sehen. Um diese Zeit hatten die Inhaftierten keinen Freigang und waren in den Gebäuden beschäftigt, die vierstöckig neben Eva aufragten. Auf jeder Mauer ringsum sah sie gerollten Stacheldraht und in einigem Abstand davor zusätzliche vergitterte Absperrungen. An die Tristesse der Umgebung würde sie sich erst gewöhnen müssen.

Ein lauter Pfiff riss sie aus ihren Gedanken. Als sie sich ruckartig umwandte, war ein anzügliches Lachen zu hören. Klar, genau das hatten sie gewollt. Auch daran musste sie sich jetzt wohl oder übel gewöhnen. Das Ge-

lächter hielt an, und sie spürte, dass sie beobachtet wurde. Eva bemühte sich, ungerührt zu wirken. Im Weitergehen entdeckte sie zwei muskulöse Arme, die zwischen den Gitterstäben obszöne Gesten machten. Sie verkniff es sich, ihren Mantel zuzuziehen, und ging einfach erhobenen Hauptes in gleichbleibendem Tempo weiter. Nur die Schlüssel in der Manteltasche umfasste sie fester. Ohne einen Blick zur Seite hielt sie auf die nächste Eingangstür zu.

Obwohl der Schlüsselbund ziemlich unhandlich war, gelang es ihr ohne Probleme, die Eingangstür zum Krankentrakt zu öffnen. Erleichtert schloss sie hinter sich ab – froh, die erste Etappe gemeistert zu haben. Vermutlich lechzten die Gefangenen nach Abwechslung, und sie wusste, dass nur wenige Frauen außerhalb des »weißen Vollzugs«, wie der Krankbereich intern hieß, im Knast ihren Dienst taten. In Wiesheim gab es zwar auch einen Frauentrakt, der war jedoch komplett getrennt und hatte auch einen anderen Eingang. Nur die Verwaltung überstand beiden Bereichen.

Eva hatte bei ihrem ersten Besuch die knapp 7,5 Quadratmeter großen Zellen gesehen, die längst nicht mehr dem offiziellen Standard entsprachen. Eigentlich war ein Quadratmeter mehr vorgeschrieben, hatte ihr die Direktorin erklärt, doch da die bayerischen Haftanstalten ohnehin überfüllt waren, wurden die alten Gebäude weiter genutzt und an diejenigen Gefangenen vergeben, die zunächst nur in Untersuchungshaft einsaßen. Die neueren Gebäudeteile beherbergten den »normalen« Männertrakt.

Sie wandte sich zur Treppe, über die sie in die medizinische Abteilung gelangte. Selbst hier schlug ihr der abgestandene Geruch von Zigaretten entgegen. Wer nicht schon rauchte, der fing im Gefängnis damit an, hatte die Direktorin gesagt. Dennoch irritierte Eva der Geruch.

Sie sprintete die geschwungene Treppe in den ersten Stock hinauf, wo ihre Station lag. Weit über eine Dreiviertelstunde hatte sie der ganze Dienstkram gekostet, stellte sie mit Blick auf die große Uhr verärgert fest. Außer einem winzigen Regal mit dem Charme der Sechzigerjahre und einem unförmigen Gummibaum stellte sie den einzigen Schmuck in dem blassgelb gestrichenen Flur dar. Eva war auch hier überrascht von der Stille, obwohl die Sprechzeiten schon begonnen hatten. Trotzdem schien die ganze Abteilung menschenleer.

Sie beschloss, erst einmal Mantel und Tasche in ihrem Dienstzimmer abzulegen und sich dann auf die Suche nach ihrem Team zu machen. Sie betrachtete die vielen Türen, die keine Beschriftung, sondern nur Nummerierungen aufwiesen. Als sie seinerzeit mit der Anstaltsleitung hier gewesen war, hatten alle Türen offen gestanden. Jetzt sah für Eva jede gleich aus. Das hatte sie nun von ihrem Eigensinn. Hätte Hackl sie begleitet, würde sie jetzt nicht wie eine Anfängerin auf dem Flur stehen.

Egal. Sie würde das schaffen. Kurz schloss sie die Augen, vergegenwärtigte sich ihren ersten Besuch und trat dann beherzt auf die vierte Tür zu, die letzte, be-

vor der Gang um die Ecke verlief. Als sie gerade aufschließen wollte, brüllte jemand hinter ihr: »Halt! Sind Sie völlig verrückt geworden? Was machen Sie denn da, verdammt!«

5.

Der Mann, der Eva angeschrien hatte, war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Sie war zurückgezuckt und hatte instinktiv die Fäuste gehoben, um sich zu wehren. Nun sah sie, dass es sich um den Krankenpfleger Hamid Erdem handelte, den sie bei ihrem ersten Besuch kennengelernt hatte. Sie kam sich irgendwie ertappt vor, so als hätte sie etwas Schlimmes getan.

Das lag vor allem an dem Blick, den Erdem ihr zuwarf, aber auch an seinen buschigen Augenbrauen, die fast ineinander übergingen und ihm eine Strenge verliehen, die so gar nicht zu dem schlanken Mann passte. Der Name des Pflegers war ihr gut in Erinnerung geblieben, denn einen türkischstämmigen Mitarbeiter zu haben, der ihr bei etwaigen Sprachschwierigkeiten mit einem Patienten helfen konnte – das war viel wert, wie sie aus ihrer Klinikzeit wusste.

»Guten Morgen!«, begrüßte Eva ihn nun und hielt ihm die Hand hin. »Der Papierkram und die Einweisung hat doch länger gedauert, als ich erwartet hatte.«

Erdem starrte immer noch auf die Tür und rührte sich nicht. »Haben Sie denn die Markierung nicht ge-

sehen?«, schnaubte er. »Verdammt, das hätte gerade noch gefehlt heute ...«

Eva drehte sich um. Jetzt erst bemerkte sie den roten Punkt neben dem Schloss, der bedeutete, dass die Tür alarmgesichert war. Sie hatte sich nur auf die Nummern der Türen und auf ihre Schlüssel konzentriert. Auch wenn er recht hatte, ärgerte Eva sich, dass der junge Mann so einen Wirbel machte. Schließlich war nichts weiter passiert. Außerdem fand sie diesen Aufruhr zur Begrüßung absolut unangemessen. Da sie an ihrem ersten Tag nun schon zum zweiten Mal so unfreundlich behandelt worden war, fiel ihre Antwort entsprechend barsch aus: »Das wäre sicher vermeidbar gewesen, wenn mich irgendjemand hier erwartet und begrüßt hätte, oder was meinen Sie?«

Sie ließ den Satz einen Moment im Raum stehen und fuhr dann resolut fort: »Jetzt entschuldigen Sie mich, es ist schon spät, und ich würde gerne mit meiner Arbeit anfangen.«

Wenn alle hier in der Anstalt diesen Ton draufhatten, gab es für sie künftig auch keinen Grund, die Kollegen mit Samthandschuhen anzufassen.

»Meine Sprechstunde müsste doch schon losgehen, oder?«, fragte sie. »Können Sie mich ins Bild setzen, was heute zu tun ist? Wo haben Sie die Akten?« Sie sah Hamid Erdem prüfend in die Augen, der immer noch reglos vor ihr stand.

»Wir haben die Methadonabgabe am Morgen schon allein vorgenommen ... Na ja, und als Sie dann noch nicht hier waren ...«, er suchte nach Worten. »Wir dach-

ten, dass die Schlüsselausgabe mitsamt der Belehrung noch länger dauert, und haben Ihre Termine deshalb vorsichtshalber geschoben.«

Eva strich sich nachdenklich den Nacken und sah dabei zu Boden. Vielleicht war sie doch zu gereizt aufgetreten.

»Wegen der Belehrung zu den Schlüsseln also. Tja, die hätte vielleicht noch etwas ausführlicher ausfallen können, nicht?«, bemerkte sie nun mit gespielter Ernst und zwinkerte dem Pfleger zu, dem sein Auftritt mittlerweile doch leidzutun schien. »Wie wäre es, wenn wir jetzt die Zeit nutzen und Sie mir berichten würden, was heute alles ansteht, Herr Erdem? Oder nenne ich Sie Hamid?«

Der Pfleger nickte eifrig: »Hamid, bitte. Das sagen alle hier. Warten Sie.« Er half Eva umständlich aus ihrem Mantel und wies ihr dann mit der Hand den Weg. »Kommen Sie. Es war alles etwas schwierig in den letzten Tagen und Wochen ohne eine Ärztin. Wir sind so was von froh, dass Sie jetzt endlich an Bord sind.« Er zögerte kurz und murmelte dann: »Auch wenn das vorhin vielleicht nicht so rüberkam.«

Das hörte sich schon besser an. Eva folgte ihm zum allerersten Zimmer im Gang, das Hamid gleich aufschloss. Zwei Pflegerinnen waren gerade damit beschäftigt, eine Lieferung Verbandsmaterial in einen großen Schrank einzuräumen.

»Frau Hanssen, schön, dass Sie da sind!«, sagte die Ältere, die einen pfiffigen Kurzhaarschnitt trug. Eine Strähne in ihren braunen Haaren war blondiert. Die

Frau war vermutlich Anfang fünfzig, und ihr fester Händedruck und der offene Blick gefielen Eva. Sie strahlte etwas angenehm Bodenständiges aus. »Lisbeth Haberer ist mein Name. Und das hier ist unsere Jasmin Bürgermeister.« Die Ältere nahm die Jüngere an den Schultern. »Sie ist erst seit einem Monat in unserem Team, macht sich aber ganz prima. Jasmin hat ein feines Händchen für unsere Patienten hier. Sie können sich nicht vorstellen, wie handzahn die bei ihr sind.«

Die junge Frau wich Evas Blick aus und errötete sogar, als sie Eva die Hand gab. Ihre langen sandfarbenen Haare fielen ihr ins Gesicht, sodass man nur einen Teil davon sehen konnte. Sie litt unter starker Akne, die sie sicher mit dieser Frisur kaschieren wollte. Doch die braunen Augen und die dichten dunklen Brauen machten sie attraktiv, genau wie ihre geraden weißen Zähne. Nur die Brille war unvoreilhaft gewählt und wirkte altbacken.

Jasmin entsprach mit ihrer schüchternen Art absolut nicht dem Bild, das Eva sich von einer jungen Frau machte, die in einem Gefängnis arbeitete. Aber stille Wasser waren ja bekanntlich tief. Vielleicht war das glitzernde Piercing in ihrer Oberlippe ein Detail, das darauf hoffen ließ.

»Selbst die alten Knurrbacken, die immer rumstänkern, werden weich, wenn sie mit ihr zu tun haben«, fügte Lisbeth hinzu.

Jasmin zog die Schultern zusammen und knibbelte an ihren Fingernägeln. Es war ihr sichtlich unangenehm, im Mittelpunkt zu stehen. Deshalb lenkte Eva

das Gespräch schnell auf ein anderes Thema. »Wo wir jetzt hier alle zusammen sind: Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit und hoffe, dass ich mich schnell zurechtfinden werde. Dabei müssen Sie alle ein wenig mithelfen, fürchte ich. Hamid hat mich gerade schon davor bewahrt, meinen ersten Tag mit einem Fehlalarm zu beginnen. Dann wäre zwar wirklich auch der letzte Inhaftierte über meine Ankunft informiert gewesen, aber viele Freunde hätte ich mir damit vermutlich nicht gemacht, oder?«

»Beginnen wir doch einfach damit, dass ich Ihnen unsere Räume zeige, damit Sie sich besser zurechtfinden«, antwortete Lisbeth. Zuvor wies sie Jasmin an, sich zum Schießtraining zu melden. Hamid sollte sich um die Patienten kümmern, die zur Sprechstunde kamen. Dann wandte sie sich wieder Eva zu: »Das Verbandszimmer hier kennen Sie ja schon. Nebenan ist unser Labor, in dem wir Blut abnehmen und Medikamente ausgeben. Wenn Sie da mal ein Problem haben, der Panikknopf ist unterhalb der Tischplatte.« Danach schloss sie die Tür hinter sich ab und ging mit Eva durch den Gang.

»Einen Stock tiefer haben wir neben den sechs Krankenzimmern, die augenblicklich nicht belegt sind, noch die gefängniseigene Apotheke, im Raum direkt daneben erfolgt am Morgen die Methadonabgabe.« Mit vielsagendem Blick hielt Lisbeth den entsprechenden Schlüssel hoch. »Auf den sind die Gefangenen besonders scharf, denn mit Medikamenten kann man sich hier drinnen die eine oder andere Verbesserung erkaufen. Mit diesem Schlüssel wäre man der ungekrönte König

des Knasts«, erklärte Lisbeth und öffnete das Behandlungszimmer.

Der Raum war nicht groß, aber funktional eingerichtet mit einer Liege, einem Paravent, hinter dem sich die Patienten entkleiden konnten, einem Waschbecken und diversen medizinischen Plakaten, wie sie es aus normalen Arztpraxen kannte. Eine Durchgangstür führte direkt im Anschluss weiter zu ihrem privaten Dienstzimmer, in dem sie sich nach den Behandlungen und in den Pausen aufhalten konnte.

Eva schaute hinein: Es hatte zwar zwei große, vergitterte Fenster, besonders hell war es dennoch nicht. Doch es gab einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen, in dessen Mitte ein bunter Blumenstrauß stand. Auf der anderen Seite des großen Raumes befand sich, genau wie im Behandlungszimmer, ein Schreibtisch mit PC und einem völlig neu wirkenden, ledernen Drehstuhl sowie eine Garderobe, an der Hamid zuvor schon ihren Mantel aufgehängt hatte. Außerdem gab es eine etwas betagte Ledercouch mit einem Beistelltisch, auf dem verschiedene Fachzeitschriften gestapelt waren.

»Nicht sehr komfortabel«, kommentierte Lisbeth und wischte über die Lehne des Sofas, so als könne das mehr Glanz in das Zimmer bringen.

»Ach was, mir reicht das völlig. Und danke für die Blumen! Die sind doch sicher von Ihnen?«

Lisbeth schwieg, lächelte jedoch vielsagend und ging wieder zurück in das Behandlungszimmer.

Eva durchquerte langsam den Raum und roch an dem Herbstblumenstrauß aus Rosen, Hagebutten und